

Wenn die Mutter mit dem Kind

Autor(en): **Daugey, Fleur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **26 (2014)**

Heft 102

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-968014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wenn die Mutter mit dem Kind

Störungen in der «Bindungsbeziehung» von Mutter und Kind können sich bereits gegen Ende der Schwangerschaft abzeichnen, selbst bei Müttern ohne psychische Erkrankung. Zu diesem Ergebnis sind die Psychologin Antonella Carassa und ihr Team von der Universität der italienischen Schweiz gekommen. An ihrer Langzeitstudie zur generationenübergreifenden Weitergabe von Beziehungen beteiligten sich 90 werdende Mütter im Tessin. Die Forschenden analysierten deren emotionale Bindung im letzten Schwangerschaftsdrittel, anschliessend wurde die Beziehung der Kinder bis zu ihrem zweiten Geburtstag beobachtet.

Bei diesen Versuchspersonen, die keine psychischen Erkrankungen aufweisen, rechnete das Forschungsteam damit, dass die meisten Mütter eine Bindungsbeziehung haben, die dem Kind Sicherheit gibt. Doch es erwartete sie eine Überraschung. «Erstaunlicherweise zeigte die Mehrzahl der Frauen ein Beziehungsverhalten, das die Kinder verunsichert», erklärt die Postdoktorandin Martina Cussino. Das Profil dieser Mütter ist geprägt von Vermeidung, das heisst sie versuchen die negativen Aspekte ihres Lebens zu verdrängen und halten ihre Gefühle zurück. Häufig sind bei ihnen ungelöste Traumata anzutreffen. Das Profil der Kinder dieser Frauen ist ebenfalls unsicher und gestört, was als Risikofaktor für die weitere psychologische Entwicklung gilt. Die Studie kommt zum Schluss, dass es wichtig ist, Strategien vorzusehen, die solche Störungen verhindern oder frühzeitig korrigieren, um den Kindern eine bessere kognitive und emotionale Entwicklung zu ermöglichen. *Fleur Daugey*



Ein siebenmonatiger Fötus, der hoffentlich ohne gestörte Bindungsbeziehung zur Welt kommt.

Simon Stähli



Diskret, nicht aufdringlich: Umgestaltete Besucherräume der Einwohnerdienste der Stadt Bern.

Schöner warten

Als Kundin oder Patient müssen wir oft warten. Das kostet Zeit und Nerven, wir drehen Däumchen und fühlen uns machtlos. Doch das Warten kann positiv beeinflusst werden: mit künstlerischen Eingriffen, die alle Sinne ansprechen. Das ergab ein Forschungsprojekt der Hochschule für Künste an der Fachhochschule Bern. Die Forschenden untersuchten drei Wochen lang, was eine «ganzheitliche Raumgestaltung» bewirkt. Dabei verwandelten sie die Warterräume der Poliklinik des Berner Inselspitals und der Stadtberner Einwohnerdienste in Warteoasen – «diskret, nicht aufdringlich», wie der Soziologe Harald Klingemann sagt. Zuerst kamen anregende Blubbersäulen und Schattenspiele zum Einsatz, dann beruhigende Videoinstallationen mit Naturaufnahmen und ornamentale Stoffbahnen. Passende Düfte verstärkten den Gesamteindruck.

Prompt zeigten die Wartenden weniger Stressverhalten als im herkömmlichen Warteraum. Sie fühlten sich wohler und waren gar zufriedener mit der Serviceleistung. Das belegten die Befragung von 482 Wartenden und die Beobachtung von 1950 Wartenden. Bei 157 Personen massen die Forscher zudem via Smartphone-App körperliche Reaktionen. Gängiges Wartemanagement in Betrieben versuche meist, Wartezeiten zu verkürzen, stellt Klingemann fest. Doch das drohe ins Leere zu zielen, weil die objektiv gemessene Zeit der subjektiv empfundenen oft nicht entspreche: «Wenn ich beim Arzt bange auf ein Untersuchungsergebnis warte, dauern fünf Minuten ewig.» Ein angenehmes Raumerlebnis hingegen sorgte für Entspannung. Dies diene nicht nur den Wartenden, sondern auch den Dienstleistern. *Susanne Wenger*

Zwischen Gotthelf und Godard

Die sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts waren für den Schweizer Film eine Übergangsphase zwischen dem bodenständigen Dialektfilm und dem experimentellen, vom «68er Geist» beflügelten Autorenfilm – der sich freilich auf Dauer nicht durchsetzen konnte. Für das Überkommene stehen Franz Schnyders Jeremias-Gotthelf-Verfilmungen, für das Neue Jean-Luc Godard, die Ikone des nonkonformen Films. Thomas Schärer, Dozent an der Zürcher Hochschule der Künste und an der Universität Basel, setzt die beiden Namen – Gotthelf, Godard – in den Titel seines aussergewöhnlichen Buchs, das jene turbulente Zeit multiperspektivisch aufrollt. Da ist zum einen die Sicht der Filmschaffenden, Regisseure, Kameraleute, Schauspielerinnen, Cutter und so weiter: Mit vierzig Personen hat Schärer Gespräche geführt, aus denen er ausgiebig zitiert. Zum anderen wartet die Darstellung mit vielen Bildern auf, unter denen die des Making-of der Filme besonders spektakulär sind. Schliesslich geben kursiv gedruckte Passagen eine quasi lexikalische Sicht der Dinge wieder. Den roten Faden des siebenhundertseitigen Buchs bilden Ausführungen zu wichtigen Filmen, wobei nicht nur ihr künstlerischer Wert, sondern auch ihre Entstehungsbedingungen und die Anfänge der schweizerischen Filmpolitik thematisiert werden.

So umfassend, dicht und doch fesselnd ist dieses Kapitel der Schweizer Filmgeschichte wohl noch nie erzählt worden; einzig eine Art Résumé vermisst man; der Autor scheint manchmal hinter den Materialmassen zu verschwinden. Noch in den fünfziger Jahren galt das Medium Film der kulturellen Elite als Schund. Heute ist er so sehr arrivierte, dass man bei der Lektüre mehr als einmal dem rebellischen Aufbruch nachtrauert. *uha*

Thomas Schärer: Zwischen Gotthelf und Godard. Erinnerter Schweizer Filmgeschichte 1958–1979. Limmat-Verlag, Zürich 2014. 701 S.



Aufbruch: Schweizer Filmschüler lernen um 1968 das Handwerk (in Antwerpen).

Timof/Shutterstock

Medien- und Informationszentrum ZHdK